



Nachts

Authors: Zazie-Charlotte Pfeiffer
Submitted: 25. May 2017
Published: 26. May 2017
Volume: 4
Issue: 2
Keywords: Nacht, Träume, Beziehungen, Liebe, Atempause
DOI: 10.17160/josha.4.2.295

JOSHA

josha.org

**Journal of Science,
Humanities and Arts**

JOSHA is a service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content

Nachts

Es ist dunkel in meinem Zimmer als ich aufwache. Ganz dunkel.

Die weißen Vorhänge, durch die ein dünner Streifen milchiges Mondlicht auf meinen Teppich fällt, sind das einzig Helle. Ansonsten ist alles dunkel. Ein bisschen als ob die Nacht jeden Gegenstand um mich herum mit schwarzer Tinte übergossen hat, die in die Poren eindringt und alles Licht erstickt. Oder wie ein dunkles Tuch. Keine Ahnung.

Warum ich aufgewacht bin, weiß ich schon gar nicht mehr. Vielleicht ist es die unausstehliche Hitze, die selbst nachts in jedem Winkel zu hängen scheint – dick und schwer. Sie erstickt die regen Töne des Lebens, dämpft jedes Wort ab wie ein riesiger Wattebausch. Meine Mutter hat neulich gesagt, es wäre der heißeste Sommer seit dem Jahr, in dem ich geboren wurde.

Damals sei es fast genauso heiß gewesen und auch damals habe ich kaum richtig schlafen können. „Stundenlang habe ich dich wiegen und dir vorsingen müssen. Wenn alles nichts half, habe ich mit dir im Wohnzimmer zu Liedern von Georg Kreisler getanzt. Das war manchmal das Einzige, was dich beruhigen konnte.“ So hat sie es mir schon oft erzählt. Und ich kann sie mir gut so vorstellen wie sie des Nachts mit mir im Wohnzimmer Georg Kreisler gehört und mich kleinen, schweißnassen Wurm an ihre feuchte Brust gedrückt hat.

Stundenlang. Nur um mich zum Einschlafen zu bewegen. Meinen Vater sehe ich fast nie dabei, wenn ich mir das vorstelle.

So wie er heute ist, mit seinem Anzug und den Krawatten, die ich ihm zu Weihnachten schenke, weil ich nicht weiß, was wir ihm sonst schenken sollen, so wie er jetzt ist, kann ich ihn mir schwer in der kleinen nächtlichen Idylle im Wohnzimmer vorstellen. Vielleicht ist das ungerecht. Vielleicht war er früher ganz anders. Ich weiß es nicht. Und obwohl die Hitze wirklich mörderisch ist und obwohl der dünne Stoff des Nachthemdes an meinen frisch rasierten Beinen klebt, weiß ich, dass es nicht die Hitze allein ist, die mich in dieser Nacht aufgeweckt hat.

Mit geöffneten Augen liege ich da und starre an die Zimmerdecke, an der langsam die Schatten der Autos vorbeiziehen, die unten auf der Straße entlangfahren. Mein Fenster ist weit geöffnet, aber die Luft ist so starr, als wäre sie selbst müde von der vielen, feuchten Hitze, die sie durch die Sommermonate schleppen muss. Nicht einmal die Geräusche der Autos trägt sie zu meinem Fenster hinauf, nur von Zeit zu Zeit höre ich ein leises Rauschen irgendwo in der Ferne. Ich seufze leise und ziehe mir mit der rechten Hand das klebrige Nachthemd von der Brust. Stumm wedle ich mit dem Stoff ein wenig hin und her, aber es hilft nicht viel. Die müde Luft ist zu träge, um sich durch meine lächerlichen Fächerversuche in Bewegung zu versetzen. Resigniert lasse ich den Stoff wieder auf meine schweißnasse Haut fallen und strample den letzten Zipfel des Bettlakens fort, das ich seit Wochen als Decke benutze. Zerknüllt liegt es in einer Ecke bei meinem linken Bettpfosten. Verlassen, verschwitzt, verkannt. Es tut mir fast ein wenig leid, das Bettlaken.

Aber es ist nicht nur die Hitze. Habe ich vielleicht etwas geträumt? Ich kann mich nicht erinnern. Meine Gedanken sind zu träge, um sich zu bewegen. Träge wie die Luft.

Dick. Schwer.

Früher konnte ich mich immer gut an meine Träume erinnern. Besonders an die, in denen ich fliegen konnte. Jetzt erinnere ich mich fast nie mehr daran. Nur kurz nach dem Aufwachen sind da manchmal ganz kurz noch eine leise Ahnung oder ein Gefühl – flüchtig und rasch wie der Duft eines Parfüms, der an einem vorbeizieht. Zuweilen gebe ich mir Mühe den Duft meiner Träume festzuhalten, aber je mehr ich mich anstrengte, umso schneller verschwindet er wieder. Dann gebe ich auf.

Normalerweise nervt es mich sehr, wenn ich nachts aufwache und nicht mehr einschlafen kann, aber heute ist das irgendwie nicht so. Es fühlt sich ganz gut an, einfach so da zu liegen und an die Decke zu starren. Früher hatte ich immer Angst, es würde nie wieder Tag werden, die Nacht würde ewig dauern und ich niemals wieder einschlafen. Die Nacht kam mir so lang

vor, dass ich mich fragte, wie ich denn bitte jemals so lange hatte durchschlafen können. Wie ich jemals einfach einschlafen und am nächsten Morgen wieder aufwachen konnte, als wäre ich nur einen Wimpernschlag lang fort gewesen. Aber heute ist es anders. Ich habe keine Angst. Ich denke auch nicht daran, wie es wäre nicht mehr einschlafen zu können. Ich denke gar nichts. Oder zumindest merke ich nicht, dass ich denke. In diesem Moment wäre es gar nicht so schlimm, wenn die Nacht ewig dauern würde. Es wäre nicht schlimm, auf ewig so da zu liegen und an die Decke zu starren, obwohl das Nachthemd und meine Haare an mir kleben wie an einer Wasserleiche und obwohl mein Kopf vor Hitze beinahe zu Platzen scheint. Das alles macht nichts aus.

Darüber muss ich fast ein wenig schmunzeln.

Nach einer Weile, wende ich langsam den Kopf und sehe auf die elektronischen Leuchtziffern meines Weckers. Vier Uhr. Noch genau drei Stunden und dreißig Minuten bis das Leben wieder anfängt zu atmen. Mein Leben. Ein Leben, in dem es um Leistung, um meinen Job, um den Yogakurs am Nachmittag, meine Einkaufsliste, den längst überfälligen Kinobesuch mit meiner besten Freundin und um den Spaziergang mit dem Hund meines Freundes geht. Warum ich in letzter Zeit mehr mit dem Hund meines Freundes als mit meinem Freund spazieren gehe, weiß ich auch nicht mehr. Ein anstrengendes Leben. Diese drei Stunden und dreißig Minuten sind meine Atempause. Ein kleiner Moment um Luft zu holen, bevor sich mein Leben wieder auf mich stürzt und mich verschlingt, nur um mich abends müde und kaputt wieder auszukotzen. Ist das die Welt? Ich hoffe nicht.

Irgendwann stehe ich auf und setze mich auf die Kante meines Bettes. Warte bis der Schwindel nachlässt. Das nasse Nachthemd macht einen dunklen Fleck auf dem Holz meiner Bettkante, aber es ist immer noch so schwarz in meinem Zimmer, dass man es kaum sieht. Der schmale Streifen Mondlicht ist bis zu meinen Teppichfransen geklettert und liegt nun dort wie ein erschöpfter Bergsteiger. Kraftlos in der dicken Luft. Der Anblick des Streifens macht mich traurig und deshalb stehe ich auf und ziehe mir das nasse Nachthemd über den Kopf. Darunter habe ich nur eine Unterhose an, aber die Schwärze der Nacht gibt mir Sicherheit. Außerdem ist ja sowieso kein normaler Mensch um vier Uhr nachts unter der Woche wach. Ich stehe auf und werfe einen letzten Blick auf das zerknüllte Bettlaken. Es liegt auf der Seite des Betts, auf der normalerweise Timo schläft, aber Timo ist irgendwo in Bern oder Zürich. Bevor er am Montag weggefahren ist, hat er beim Frühstück irgendetwas von einem Kongress erzählt. Oder war es ein Meeting? Ich erinnere mich nicht mehr genau an seine Worte, aber umso mehr an seinen Geruch und die gegelten Haare, die in dieser so unnatürlich wild gestylten Tolle von seiner hohen Stirn abstanden. In seinem Anzug und dem gepflegten Dreitagebart hätte er Werbung für irgendeine Bank oder für eine teure Schweizer Uhr machen können und trotzdem hat er mir dabei nicht gefallen. Es war mehr so, als traute ich mich kaum, ihn anzufassen, aus Angst, etwas von diesem durchgestylten Bild zu zerstören. Früher bin ich ihm so gerne mit der Hand durch die Haare gefahren, habe sein Gesicht berührt und mich auf seinen Schoß gesetzt, wenn er morgens an meinem Küchentisch saß. Mittlerweile sieht er an demselben Küchentisch irgendwie deplatziert aus. Und seine Haare habe ich auch schon lange nicht mehr berührt.

Als ich in die Küche komme, liegt James platt wie ein Teppich auf den Küchenfliesen und hechelt verzweifelt. Hundehalten ist Tierquälerei. Seit Timo immer öfter weg ist, lässt er James fast jede Woche für ein paar Tage bei mir. In Timos kleinen Innenstadtloft heult James nachts die gesamte Nachbarschaft zusammen, wenn er alleine ist.

Leise öffne ich die Tür des Kühlschranks und genieße den kühlen Lufthauch, der mir entgegenkommt. Auch die Fliesen unter meinen nackten Füßen sind so herrlich kalt und glatt, dass ich mich vor dem offenen Kühlschrank auf den Boden setze und es genieße, wie die Eisluft den Schweiß auf meinem nackten Oberkörper langsam trocknen lässt.

Jetzt kühlt mein Schweiß mich sogar - wie ein kalter Schutzfilm liegt er auf meiner Haut. Das grünliche Licht des Kühlschranks auf den Fliesen gleicht dem eines Ufos in dieser schwarzen Nacht.

Nach einer Weile drängelt sich James winselnd neben mich und legt mir eine seiner kleinen Pfoten auf den Oberschenkel. Sein zerkratschtes Gesicht starrt mich hilflos an und ich verfluche ein weiteres Mal jene Menschen, die Hunde mit solchen Gesichtern züchten ohne darüber nachzudenken wie das arme Tier anständig atmen soll. Zärtlich streiche ich ihm über den Kopf und knete seine dünnen Flatterohren vorsichtig zwischen Zeigefinger und Daumen. Das hat er gern. Ich lächle, als er genüsslich die Augen schließt.

Sein kalter Hundespeichel tropft auf meine nackten Beine und deshalb stehe ich auf und schließe den Kühlschrank, nachdem ich mir eine Cola herausgenommen habe. Cola ist ungesund, aber ich mache heute später ja noch Yoga. Das muss ausgleichend wirken. Ich stelle mich ans Küchenfenster und öffne es vorsichtig. Jetzt höre ich zwar kein Autorauschen, aber das Geklapper des 24 Stunden-Imbisses, der seinen Hinterausgang in unserem Fahrradhof hat. Bis tief in die Nacht kann man hören, wie der Küchenjunge das Geschirr abwäscht. Jetzt geht die Hintertür des Imbisses auf und er kommt heraus. Rasch dränge ich mich in die dunkle Fensternische und sehe zu ihm hinunter. Er trägt ein paar leere Gemüseboxen und Pappschachteln vor die Tür. Stapelt sie auf und bleibt einen Augenblick stehen. Ich höre ein leises „Ratsch“, dann glimmt das Ende einer Zigarette in der schwarzen Nachtluft auf. Wie kann man bei dem Wetter nur rauchen? Bei so einer Hitze irgendetwas anzuzünden, erscheint mir vollkommen absurd.

Lange steht er da und raucht. Und lange stehe ich regungslos in der Fensternische, ohne ein Nachthemd, und beobachte ihn dabei. Er sieht hübsch aus mit dem vollen, braunen Haar und dem weißen Arbeitskittel. Vielleicht ist sein Haar auch gar nicht braun, sondern viel heller, aber das kann man nachts nicht so gut erkennen und tagsüber habe ich ihn noch nie gesehen. Nur manchmal, wenn ich nachts wach bin, so wie heute, dann sehe ich ihn. Zuweilen frage ich mich, ob er mich auch sieht, wie ich halbnackt am Fenster stehe und ihn beobachte, aber das glaube ich eher nicht.

Jetzt hat er zu Ende geraucht und zertritt die Kippe mit dem Schuhabsatz. Er streckt sich und geht wieder hinein.

Stille überzieht den Hinterhof und ich höre nur noch James' mattes Hecheln hinter mir. Und meinen dumpfen Herzschlag. Obwohl ich den Mann im Hinterhof noch nie getroffen geschweige denn mit ihm gesprochen habe, fühlt er sich näher an als Timo. Ein bisschen als hätten wir ein unausgesprochenes Geheimnis, eine eigene kleine Geschichte, die ich niemandem erzählen und die ich vor niemandem rechtfertigen muss, weil sie allein mir gehört. Dieses Gefühl hat Timo mir schon lange nicht mehr gegeben.

Irgendwo dringt auch noch ein halbherziges Schnarchen durch die Dunkelheit. Mehr ein Röcheln. Das ist mein Nachbar. Wie kann seine Frau dabei nur schlafen? Ich an ihrer Stelle hätte ihn schon längst mit einem Kissen erstickt.

Keine Ahnung wie lange ich schon wach bin und am Fenster stehe, aber es ist mir auch komplett egal. Ich habe ein Recht auf meine Atempause.

Denn in gewisser Weise hat es etwas Beruhigendes zu wissen, dass ich im Moment die Einzige in der Wohnung bin, die wach ist. Von James einmal abgesehen. Früher hatte ich immer genau vor diesem Gefühl Angst. Vor der Gewissheit, dass ich die Einzige bin. Allein. Angst, auf ewig alleine zu sein. Aber heute hat es etwas Beruhigendes, ja sogar etwas Schönes an sich, genau dieses Gefühl zu verspüren. Alleine zu sein. Die Einzige zu sein. Ein leises Zischen durchdringt die dicke Stille um mich herum, als ich die Coladose öffne und ein wenig Eisluft aus der Dose dringt, deren Nebelstreifen sich rasch in der Dunkelheit auflöst und verfliegt. Außen an der Dose perlen winzige Wassertropfen hinab und rollen über meine Finger, als ich den ersten Schluck trinke. Die eisige Kälte rinnt meinen Hals hinunter und

lässt mich wieder freier atmen. Ich nehme noch einen Schluck und seufze zufrieden. Das ist die Welt.

Lange stehe ich noch so am Fenster und trinke kalte Cola, während die Nacht mich umschleicht wie ein Panther. So schön und doch so gefährlich zugleich. Ein kleiner Tod. Jeden Abend ein kleiner Tod. Vielleicht wollte ich deswegen als Kind nie einschlafen. Vielleicht hatte ich Angst davor, mich von der Welt zu verabschieden, die ich kenne und liebe. Angst, sie könne am nächsten Morgen verschwunden sein. Angst vor dem, was kommen könnte.

Aber jetzt gerade habe ich keine Angst.

Denn jetzt, genau jetzt in diesem Moment lebe ich.

Ein Leben ohne Leistung, ohne meinen Job oder den Yogakurs am Nachmittag, ohne meine Einkaufsliste, den längst überfälligen Kinobesuch mit meiner besten Freundin den Spaziergang mit dem Hund meines Freundes. Mein Leben.

Ich genieße es so sehr, dass ich vor Freude lächle und ein stummes Dankesgebet zu Himmel schicke. Denn in dieser heißen Sommernacht, in der ich nackt am Küchenfenster stehe und Cola trinke, atme ich nichts als Leben.

Und das ist so viel besser als einfach nur eine Atempause.